

(Nachdruck verboten.)

321

## Böse Mächte.

Roman von Jonas Lie.

Abraham schritt schnell dahin und gestikulerte und zeichnete mit dem Stock in der Luft.

— Man begegnet etwas Ausgeprägtem, Charaktervollem, — das unterliegt keinem Zweifel, — einer Kraft, wie beim Vater; — etwas Naivem, Unmittelbarem, das sich ganz gut macht; — das aber doch schließlich in etwas Unfreiem endet. — — —

Man hat so viele seelenvolle blaue, braune und schwarze Augen gesehen da draußen in dieser weitläufigen, bewegten Welt. — Man kann sich tief genug in sie versenken, ohne daß es uns doch tiefer ergreift als ein geistreiches Farben- oder Tonkonzert für einen Abend oder eine feine, empfundene Unterhaltung. Man läßt sich hinreißen und streift es wieder ab; — es taucht keine Tochter Negirs aus der Tiefe auf und zieht uns für immer zu sich hinab. — — Nein, — man läßt sich nicht mehr so bezaubern, — daß man sich ertränkt, — giebt sein Vertrauen nicht mehr so leicht ganz hin, auf die Gefahr des Verlorenseins!

Das war im Grunde damals das Schöne zwischen ihr und mir, wir hatten ein so gründliches, wirkliches Vertrauen zu einander.

Ich muß einen Besuch machen und abwarten, wie sich das Verhältnis entwickelt.

„Nur der Gänserich zu Hause,“ rief er aus, als er bei Bratts auf den Hofplatz kam. „Der hat es auf meine Beine abgesehen — das Antier!“ Er verschlechte es mit seinem hübschen, schwarzen Fischbeinstock. Das ist ein weit wilderer Herr als diese gehorsamen Gänse da draußen, die sie in Scharen und Armeen zu Hunderten hüten und treiben; diese hier grenzen an Wildgänse. — — —

Abraham klopfte laut an die Stubenthür. — —

„Komme, wie Sie sich wohl denken können, Fräulein Gjertrud, gleich, um Ihnen für den Brief zu danken. Ja,“ sagte er und sah ihr sehr freundschaftlich in die Augen, während er ihre kleine, unruhige Hand in der seinen hielt; „das war wirklich ein Wink in der ersten Stunde. Ich bin ganz besorgt um die Gesundheit des Vaters. Und Sie haben sich als die zuverlässige Freundin bewährt, die an Ihnen zu behalten ich stets überzeugt war, ja, ich spreche ganz offen, frisch von der Leber weg.“ — — —

Das war die Antrittsrede, die er sich einstudiert hatte. Wäre Frau Bratt zugegen gewesen, würde sie ein klein wenig abgeändert worden sein.

„Mutter wollte Ihnen selber schreiben, hatte aber keine Zeit,“ erklärte Gjertrud ganz unberührt und gleichgültig; sie kannte Abraham noch genügend, und diese stilvolle Manier verdroß sie; es war ja beinahe, als wäre er der Wegeinspektor.

„Sehen Sie sich doch, Herr Johnston!“

„Ach, sagen Sie Abraham zu mir!“

„Nun ja, wenn ich es noch zu einem so großen Maler sagen darf, so will ich Sie gern Abraham Johnston nennen.“ Abraham sah zu ihr hinüber, während sie ihren Platz am Nähtisch wieder einnahm.

Nur bedeutend malerischer. — Dies eigenartig holländische Gesicht besaß in noch höherem Grade den Ausdruck, der ihn stets angezogen hatte, so daß er gleichsam darauf warten mußte, was die Augen sagen würden, wenn sie sie aufschlug. Und dann trug sie das weiche, schwarzwollene Kleid, das sie so schlank in der Taille machte. Er hatte sie seiner Zeit erzogen.

„Es ist ganz sonderbar,“ sagte er ein wenig ärgerlich, der Empfang gefiel ihm nicht so recht, „ich sitze hier und denke darüber nach, daß wir einander eigentlich nicht viel zu sagen haben, jetzt, wo wir uns wiedersehen.“

„Es sind ja auch mehrere Jahre vergangen,“ meinte sie.

„Sie sind glücklich? — Herrschen und regieren in Ihrem Bereich? Fast hätte ich gesagt, wie Ihr Vater vor Ihnen. Sie laufen Schlittschuh, höre ich.“

„Das habe ich früher doch auch gethan.“

„Nun, glauben Sie denn, daß ich mich dessen nicht mehr erinnere? Ich sitze hier und rede gleichgültiges Zeug. Es ist so sonderbar, finde ich, hier wieder so ganz in Ihrer Nähe zu sein, man wird so zerstreut. — Sie haben wohl gehört, daß der Vater sein Testament gemacht hat?“ fragte er nach einer Pause.

„Ja, Mutter weinte, sie fand es so großmütig und so edel.“

„Und was sagen Sie dazu? Sie sind ja so praktisch,“ fragte er ein wenig maliziös und laut; „daß es bei ihm vielleicht ein wenig rappelt, wie?“

„Ich bin ganz derselben Ansicht wie Mutter. Ihr Vater ist eine hochangelegte Natur, die nicht ohne Interessen leben kann; ich verstehe so gut, daß gerade ihn dies befriedigen kann.“

„Und nun gar ich, der ich —“

„Es ist herrlich, daß Sie nicht mehr reich sind; nun müssen Sie weiter vorwärts in der Kunst, Abraham! Ich habe immer eine solche Angst vor diesen Geldsäcken gehabt, auf deren Sie sich so bald ausruhen würden. Solange Sie nicht älter als sieben- oder achtundzwanzig Jahre sind, geht es allenfalls, Sie können noch bleich vor Ehrgeiz werden. Wollen Sie wissen, was ich dachte, als ich gestern hörte, daß Sie nun ganz auf sich selbst angewiesen seien?“ sagte sie munter. „Ja, ich freute mich von Herzen darüber!“

„Hören Sie einmal, Gjertrud,“ rief er plötzlich aus, „würden Sie sich jetzt wohl von mir malen lassen?“

„Nicht malen lassen — jetzt?“ Sie war ein wenig verwirrt. — „Darüber können wir ja immer noch sprechen — später.“ — —

„Das haben Sie stets gesagt, früher auch.“

„Lassen Sie uns nicht von früher sprechen, Abraham Johnston!“

„Nein, nein, das meinte ich ja natürlich auch nicht. Ich möchte nur sagen, daß es doch ein echtes, gutes Vertrauensverhältnis gewesen ist, wir hätten aufeinander schwören können wie aufs Evangelium. So etwas findet man nie wieder, wohin man auch kommen und schwärmen mag hier in der Welt. Deshalb möchte ich mir auch die Erlaubnis erbitten, an dieser Freundschaft festhalten zu dürfen, so recht gründlich fest, meine ich. Das ist und bleibt doch die Perle meines Lebens.“

„An mir soll es nicht fehlen,“ versicherte sie warm beherrscht.

„Und was denken Sie jetzt anzufangen?“ fragte sie ruhig, gleichsam infolge des so festgestellten Verhältnisses.

„Ihr Bild zu malen!“ rief er aus.

„Nein, aber sonst —“

„Sonst, nun ja, ich will versuchen, so weit zu kommen, daß ich mich hier in Norwegen niederlassen kann. Und dann muß ich, muß ich mit Ihrem Wille anfangen, ich werde ein Meisterwerk daraus machen, das hoffe ich. Wollen Sie einem armen Maler nicht helfen?“ rief er erregt aus, „denn das bin ich jetzt, der Sie um diesen Freundschaftsbeweis bittet?“

Sie hatte das Jawort auf der Lippe, aber das letzte Wort wirkte auf Sie wie ein Eimer kalten Wassers. „Es muß dabei bleiben, daß wir darüber später sprechen, vielleicht einmal im Winter.“

Er war aufgesprungen, und seine Augen waren glühend auf sie gerichtet.

„Wissen Sie, Gjertrud,“ sagte er, „ich komme aus dem Ausland.“

„Das weiß ich sehr wohl, Abraham Johnston!“

„Ich habe in Kreisen gelebt, wo ich Gelegenheit hatte, für viele prächtige Frauen zu schwärmen.“

„Daran zweifle ich wirklich nicht.“

„So durch und durch klar, so fertig, Sie wissen das Leben gleichsam auswendig, Sie wissen es alles schon im voraus, für Sie ist es nur eine ewige Wiederholung. Aber wissen Sie, was ich bei Ihnen sehe, Gjertrud? Es blüht aus Ihnen so ein dunkler Fonds voller Möglichkeiten auf. Sie können so himmelhoch glauben und so abgrundtief enttäuscht werden, wenn Sie einst lieben, — das, was bei Ihnen so unendlich anziehend ist, das ist diese undurchdringliche Tiefe! Wer Sie gewinnt, kann dunklen, dunklen Mächten begegnen, mögen es nun gute oder böse, mag es Glück oder Unglück

sein, das kommt darauf an. Im Auslande würden Sie wie eine junge Offenbarung eines früheren einfacheren Gliedes eines Geschlechts aus den Zeiten einer Urgroßmutter oder Großmutter aufgefaßt werden. —

Da es nun doch einmal wieder zur Sprache gekommen ist, so will ich auch, daß Sie es wissen sollen, Gjertrud. Für mich sind Sie so begehrenswert, wie es keine Frau in der Welt jemals werden kann!"

Sie waren beide sehr erregt, Gjertruds Hände, die die Näharbeit hielten, bebten.

"Ich nehme Sie vom Nähtisch fort," rief er und ergriff ihre beiden Hände, sie an sich ziehend. "Kommt mit mir, Gjertrud, und werde die Frau eines Künstlers!" —

Sie wollten einander nicht loslassen, jubelten zu Frau Pratt hinein, gingen Arm in Arm die Landstraße entlang bis nahe an die Stadt, während der Mond den Abhang des Sügels beschien und der Strom brauste, und zurück bis an die Hausthür.

"Einen aller — allerlehten, Gjertrud!"

"Ja, sagtest Du nicht, von Deiner Urgroßmutter oder Großmutter, Abraham?" —

## XXIX.

Der Direktor hatte sowohl gestern als auch vorgestern zu Johnston gehen wollen in Veranlassung von Gjertruds Verlobung. Aber Johnston war krank und hielt sich in seinem Schlafzimmer auf, er hatte die schlimmen Kopfschmerzen, die ihn in der letzten Zeit so quälten, die aber in ein paar Tagen vorüberzugehen pflegten.

Heute kam ein Eilbote, um den Direktor zu holen. Johnston sei sehr bedenklich erkrankt und verlange sehnüchzig danach, ihn zu sehen.

Daß es hier nicht gut aussah, das erkannte der Direktor sofort an Fräulein Könnebergs vergrämem, verweintem Gesicht.

"Der Arzt und Abraham halten sich im Krankenzimmer auf," flüsterte sie ihm zu; "sie fürchten, daß er das Bewußtsein gleich wieder verliert wird. Der Arzt meint, es müsse ein Blutandrang zum Gehirn stattgefunden haben, — ein Blutgefäß gesprungen sein."

Bekümmert trat der Direktor an das Bett, wo das Tageslicht durch einen grünen Bettschirm gedämpft war. —

Johnston lag dort auf dem Kissen, das Haar hing ihm zerzaust in feuchten, dünnen Strahlen bis in die Stirn hinein.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Die Ainos.

Eines der interessantesten und am wenigsten bekanntesten Völker der Erde sind die Ainos. Sie leben auf der großen südlichen Halbinsel der Insel Sachalin, an den Küsten und an den Ufern der Flüsse. Die Gelehrten sind sich nicht darüber einig, zu welcher Rasse sie die Ainos rechnen sollen. Einige Reisende halten sie für die Autochthonen der Inseln Sachalin und Jesso; andre betrachten sie als die Mitglieder einer großen Familie, die außerdem die primitiven Völker Nordamerikas umfassen würde. Andre rechnen sie zu den Mongolen, wieder andre zu den Koreanern. Der Doktor Kirilow, der lange als offizieller Distriktsarzt auf Sachalin gelebt, und der mit dem größten Eifer die Ainos studiert hat, läßt sie von Polynesiern kommen. Die Meinung von Dr. Kirilow wird von Dr. Voelz bekämpft, der besonders die Ainos Japans studiert hat. Er ist der Meinung, daß Einfälle Völker derselben Rasse getrennt und die Vorfahren der Ainos nach Osten zurückgedrängt haben; in einer seiner Broschüren bringt er eigentümliche Porträts von Russen und von Ainos, und mit Ueberraschung sieht man die Ähnlichkeit zwischen ihnen, z. B. zwischen dem Grafen Tolstoj und einem Einwohner Japans.

Die Ainos glauben nicht an einen Gott, sondern an Götter: Jede Naturgewalt, die auf sie einströmt, ohne daß sie sie begreifen, wird Gott oder Teufel genannt, je nachdem sie mehr oder weniger Uebles ihnen zugefügt hat. Gott lebt in dem Raume und nicht in dem Himmel, und er wird assistiert von zahlreichen kleinen Göttern, Untergöttern und Geistern jeder Art; es giebt außerdem Teufel, die immer bössartig und grausam sind. Sucht man in dieser Hinsicht eine Erklärung von ihnen zu erlangen, so bemerkt man, daß sie Götter und Teufel durcheinanderwerfen und daß der eine Gott nennt, was für den andern Teufel ist. Nach der Ansicht des Reisenden Labbe sind das Wort und die Idee "Teufel" bei den Ainos neu und wurden ihnen von den Russen überliefert. Sie glauben auch an die Existenz des russischen Gottes, von dem ihnen die Popen erzählen; dieser ist nur eine neue Macht in der ohnehin schon langen Liste ihrer Gottheiten. Die Götter sind auf einander sehr eifersüchtig; nicht nur, daß sie mit dem Menschen ihr böses Spiel treiben, streiten und schlagen sie sich mit einander, und

wehe dem armen Aino, der während des Kampfes unter sie gerät. Der Wind und der Regen sind ebenso erbitterte Feinde als das Meer und der Donner, die Sonne und der Schnee, das Feuer und das Wasser. Die Geister des Feuers selbst hassen sich untereinander, und wenn es in einem und demselben Hause zwei Herde giebt, so darf man nicht Asche oder Kohlen von dem einen in den andern bringen; der erbitterteste Krieg würde unter ihnen ausbrechen. Wenn zwei Götter sich schlägen, so tötet bisweilen der eine den andern. Man darf auch nicht Feuer von dem Herde aus dem Hause hinaustragen. Endlich muß Sommer und Winter das Feuer in dem Herde brennen, ohne zu erlöschen, denn das erlöschende Feuer ist ein sterbender Gott. Wenn sie einschlafen oder ausgehen, bededen die Ainos das Feuer mit Asche, um am andern Morgen noch einige glühende Kohlen zu finden.

Die Ainos sind von ihren Göttern so in Schrecken gefaßt, daß sie jeden Augenblick an sie denken; wenn sie essen, wenn sie trinken, wenn sie rauchen, bekommt jedesmal irgend ein Gott einen Anteil. Auch auf Reisen finden sich zahlreiche Orte, wo Geister leben, die begierig nach Geschenken sind. Ebenso giebt es heilige Steine, die man ganz besonders ehren muß. Schließlich bieten sie ihren Göttern sogenannte "Inaos" an. Das sind bald in Späne endende, bald den primitiven Arden Noahs ähnliche Holzstücke. Bei jedem wichtigen Ereignisse errichten sie die Inaos: Es giebt deren in allen Teilen des Hauses, in den Varentäfigen, im Nachen, im Schlitten.

Bisweilen kennzeichnen Aneldoten am besten die Eigentümlichkeiten eines Volkes. Der schon genannte Labbe kannte einen recht jovialen, großen Aino Namens Putka. Er trug einen langen, dunklen Bart, und in seinen zeretzten Kleidern hatte er das Aussehen eines richtigen Räubers. Er war ebenso milde von Gesinnung als wild von Aussehen. Oft besuchte er den Reisenden mit einem älteren Aino Namens Otafa, der der intelligenteste der ganzen Gegend war. Dieser Otafa erzählte mit melancholischer Stimme Legenden und erklärte den Volksglauben. "Der russische Pope," sagte er, "will mich zu seiner Religion bekehren, und er ist nur der Priester eines falschen Gottes. Er schildert uns seinen Gott als gut, als immer bereit, die Menschen zu schützen und ihnen zu verzeihen. Ein so guter Gott kann nicht existieren, und wenn er existierte, so wäre es unnütz, zu ihm zu beten, da er das Böse nicht thun und zulassen könnte. Die Geister sind böse, und sie machen sich ein Vergnügen daraus, uns Leiden zuzufügen. Oft geht eine kleine, arme Ratte aus ihrem Loch nahe dem Lager heraus, und unsre Hunde springen sofort auf sie zu. Sie bellen, und jagen jener durch dieses Bellen Schrecken ein. Sie versperren ihr den Weg, ergreifen sie, spielen mit ihr und lassen sie lange leiden. Siehst Du, die Geister und Götter sind den Hunden ähnlich, und die kleine, arme Ratte ist der unglückliche Aino, den sie nach Gutdünken quälen."

Der Reisende fragte Otafa, ob er glaube, daß man durch Bitten die Götter und Geister besänftigen könne. "Nein, das glaube ich nicht," antwortete er, "wenn der Schnee fällt oder das Meer wütet, so meint der in dem Walde umherstreifende oder in seiner Barke umhergetriebene Aino, und betet, aber der Schnee fährt ruhig fort zu fallen, und das Unwetter wird bisweilen noch stärker. Die Götter verschonen nur diejenigen Menschen, die ihnen Geschenke machen, ihnen zu essen und zu trinken geben. Ein Gebet hat für sie keine Bedeutung." Derselbe Otafa sagte eines Tages: "Der Pope hat mir erzählt, daß wir eine Seele haben, und daß diese Seele später bei Gott wohnen werde. Ich glaube das nicht. Wenn die Toten in einer andern Welt lebten, so würden sie sich noch mit uns beschäftigen. Ich habe einen Sohn gehabt, der jung gestorben ist, und einen Vater, der sehr lange lebte; ich denke oft an sie und erinnere mich ihrer Worte. Wenn sie heute bei Gott wären, so würden sie es mich merken lassen, denn sie liebten mich zu sehr, um mich ohne Trost zu lassen und mich so lange weinen zu sehen." Wie die Mehrzahl der Ainos, glaubte Putka an die Seelenwanderung. Nach seinen Auseinandersetzungen wird die Seele des Menschen, der einen ordentlichen Lebenswandel geführt hat, später den Körper eines Tieres höherer Ordnung bewohnen, d. h. er wird eine Robbe, ein Hund, vielleicht gar ein Bär werden.

Otafa ließ unsren Gewährsmann gegen Abend heimlichen Zeugen einer eigentümlichen Scene sein. Ainos eines benachbarten Dorfes waren bei einem heftigen Unwetter auf dem Meere gewesen, und ihre Barke war an einem Riff zerschellt worden. Nach einigen Tagen warf das Meer Trümmer der Barke und zwei Leichen an das Ufer. Man brachte nun das, was den Verstorbenen gehört hatte, an das Meer, und beschloß, der Göttern des Wassers die wichtigsten Gegenstände zu geben, die Lanzen und die Säbel. Einige Männer ergriffen diese und zerbrachen sie. Dann liefen sie unter Geschrei zum Meere, schlangen in ihren Händen die Stücke und schlugen sie gegeneinander; dann stiegen sie in das Meer und warfen die einzelnen Stücke hinein. Frauen twolnten dieser Scene nicht bei; die Ainos stießen weithin schallende Trauerrufe aus. Dann gingen sie schweigend in ihre Wohnungen.

Um die Häuser der Ainos befinden sich auf Pfählen errichtete Fischlager, ein Küfig für den Bären und eine lange, horizontale Stange, an der die Hunde befestigt sind. Mehrere Familien wohnen oft unter demselben Dache; 30 Personen leben bisweilen zusammen, und ein solches Lager, das nur drei Holzhütten umfaßt, hat dennoch 80 Bewohner. Oft giebt es unter ihnen mehrere Besitzer, aber immer einen Herrn. In das Ainohaus tritt man durch eine Art Hütte, die den Vorbau bildet. Es enthält oft zwei Herde und an zwei oder drei Stellen Fenster. Im Hintergrund, der Thür gegenüber, ist der Platz für den stets hoch geachteten Gast, links vom

Eingang aus Brettern der für den Herrn des Hauses. Bisweilen luden sie den Reisenden Labbe zu ihrer Mahlzeit ein. Sie essen den Kopf und den Schwanz vom rohen Lachs und ebenso rohe Seringe. Den Fisch salzen sie nie, höchstens mit Seewasser. Der Hering wird gewöhnlich mit Strandlohl verpeist, der einen höchst widerwärtigen Geruch ausströmt.

Die Ainos sind von mittlerem Wuchs, bisweilen sogar groß; sie haben große Hände und große Füße. Der Kopf scheint immer lang wegen des Bartes, den sie tragen. Ueber das ganze Gesicht ist ein Ausdruck der Melancholie und selbst der Furcht gelangert. Die Ohren sind groß, die Nase der der weißen Rasse ähnlich, der Mund groß und breit, die Augen tiefbraun und vollständig horizontal. Im großen und ganzen haben sie den Typus der Mongolen.

Wenn man von weitem die Frauen sieht, die beträchtlich kleiner als die Männer sind, so ist man sich bisweilen über ihr Geschlecht noch nicht im Klaren. Denn sie scheinen gewaltige Schnurrbärte zu tragen: von ihrer Heirat ab tätowieren sie die obere Lippe und ziehen darüber einen breiten, blauen Streifen, der sich hakenförmig über dem Gesichte erhebt. Die Operation hat unangenehme Folgen; denn das Gesicht der Frau erhält dadurch ein wenig anmutiges Aussehen. Oft tragen sie umfangreiche, aus großen Ringen hergestellte Gürtel. Die Kleider der Kinder sind mit Ringen, Metallknöpfen und auf dem Rücken mit farbigen Perlen und Talismanen geschmückt. Die Ainos beten ihre Kinder an und verhätscheln sie. Diese wachsen in Freiheit in dem Lager auf. Schon im frühesten Alter erkennt man Knaben und Mädchen an der Haartracht: Die Töchter behalten ihr Haar, wie es ihnen die Natur gegeben hat, während die Knaben ihre Haare sehr lang nach hinten, aber glatt rasiert auf der Stirn tragen. Diese Haartracht behalten sie ihr ganzes Leben hindurch. Obwohl schmutzig, sind die Knaben doch mit einer gewissen Sorgfalt gekleidet. Die Väter nehmen sie noch sehr jung mit zur Jagd oder zum Fischfang. Man zeigt ihnen die Arbeiten, die sie später verrichten müssen. Die Mädchen helfen der Mutter bei der Arbeit im Hause. Das Alter der Kinder zu wissen, ist fast unmöglich; sie wissen es selbst nicht. Ein Greis antwortete, daß er alt sei und niemals daran gedacht habe, jedes seiner Jahre zu zählen.

(Schluß folgt.)

## Kleines feuilleton.

Vom Kindergehe-Festspiel in Dinkelsbühl giebt die „**Rölnische Zeitung**“ folgende Schilderung: Das ehemals freie Reichsstädtlein Dinkelsbühl ist vor einigen Jahren durch Münchener und Karlsruher Maler entdeckt worden, die den stimmungsvollen Reiz des seit drei Jahrhunderten unveränderten Ortes ausbeuteten. Jemand ein findiger Kopf kam dann auf den Gedanken, nach dem Vorbilde Rothenburgs in Dinkelsbühl ein Festspiel einzurichten, das nun schon seit mehreren Jahren am dritten Montag des Juli zur Aufführung gelangt. Ein Hause hoher, schwärzlich-roter Giebelhäuser eng aneinander gerückt, nach hinten sanft ansteigend, an grüne Baumwipfel sich lehrend und von einer grauen, vieltürmigen Stadtmauer umspannt, so tritt das charakteristische Bild der Stadt dem entgegen, der sich ihr von dem abseits gelegenen Bahnhofe nähert. Der wassergefüllte Stadtgraben ist mit weißen und gelben Seerosen bedeckt; durch eines der vier Thore, die immer noch die einzigen Zugänge bilden, tritt man ein, und nun sieht man plötzlich mit beiden Füßen im Mittelalter. Es wäre zuviel, mit Nürnberg vergleichen zu wollen. Es ist alles einfacher, Kleinbürgerlich und in der Hauptsache weniger künstlerisch als idyllisch. Aber nirgendwo wird die Stimmung durch ein plumpes Vordrängen der Gegenwart unterbrochen. Schläfrig plätschert ein verwitterter Brunnen auf einem kleinen, holprig gepflasterten Platz, den hochgiebeligen Häuser umfassen. Nach mehreren Seiten schweift der Blick in menschenleere Straßen, in denen lauter ebensolche spitzgiebelige Häuser, manche mit vorpringenden Stüdwerken, einzelne auch bemalt und mit Holzschmuckreihen, sich aneinander reihen. Eine schöne gotische Kirche reckt sich domartig aus dieser Umgebung empor, das bereichste Zeugnis für eine bedeutungsvollere Vergangenheit. In einen Gewirre von Gassen, wie nur ein mittelalterliches Städtchen es aufzuweisen vermag, wandert man bergauf und bergab. Seltsam alte Schilder strecken sich an kunstreichen schmiedeeisernen Armen weit in die Straße. Wiederholt bekommt man in Erz und Stein das Wahrzeichen der Stadt, den Dinkelbauer, zu sehen. Ueber mancher Hausthür steht ein Marienbild, und auf hohem Dache neben dem Schornstein nistet der Storch. Nirgendwo etwas, was mit dem modernen Leben da draußen im Zusammenhange stände. So eingeschlafen ist hier alles, so um Jahrhunderte der Gegenwart entrückt, daß es mir gar nicht auffällig erschien, als am Morgen des Festspieltages barfüßige Knaben in Ledertollern und verschoffenen Schlüßwamschen auf der Gasse spielten und unter dem Thorweg Ratsherren in pelzverbrämten Mänteln und hohen Filzhüten, wie wir sie auf Rembrandtschen Bildern sehen, im Gespräch beieinander standen. Das alles ist hier so natürlich, und natürlich ist die ganze Art und Weise, wie sich das Festspiel in den Rahmen eines uralten Volksfestes, die Kindergehe, einfügt. Es ist nichts weiter, als die dramatische Darstellung desjenigen Ereignisses, dem jenes Volksfest seine Entstehung verdankt. Mit sicherem Gefühl hat der Dichter und Leiter des Festspiels, Professor Ludwig Starck aus München,

der auch Leiter des Rothenburger Festspiels ist, alles Theatermäßige vermieden. Es giebt keinen Vorhang, keine Coullissen. In unmittelbarem Zusammenhange mit den Zuschauern geht die Handlung vor sich. In einem geschlossenen Raume beginnend, setzt sie sich auf der Straße an der Stelle fort, wo wirklich im Jahre 1632 die Kinder durch ihre Fürbitte die Stadt erretteten, und leitet so zwanglos zu dem Kinderfestzug über, der von jeher den Kern der später sich daraus entwickelnden Volksbelustigung bildete. Man versammelt sich zu dem Festspiele in dem Saale der Kornschranne, der in seiner Größe auch wieder in gar keinem Verhältnis zu der heutigen Bedeutung des Ortes steht. In seinem vorderen, erhöhten Teil ist er mit kostbaren alten Möbeln als Ratszimmer eingerichtet. Die eichengeschmückten Thüren, die Wukenscheibensfenster, die Holztafelung des Saales bilden die natürlichen Coullissen. Ein musikalisches Vorspiel bereitet die Stimmung vor. Dann treten die beiden Bürgermeister ein und bereden die Lage der Stadt, die, vom Reich verlassen, der Uebermacht der vor den Thoren lagernden Schweden nicht widerstehen kann. Nach und nach erscheint der ganze Stadtrat, und es giebt in dieser Umgebung ein wunderbar echt wirkendes Bild, wie die ersten Männer in den charakteristischen Gewändern an dem langen Ratsische sitzen. Es kommt ein Abgesandter des schwedischen Oberst Sperreut und stellt die Stadt vor die Wahl: völlige Zerstörung oder Uebergabe auf Gnade und Ungnade. In erregter Sitzung entscheidet sich der Rat für Kapitulation. Aber trotz der Nachgiebigkeit kann man von dem durch die Zögerung erbitterten Feind das Schlimmste erwarten. Da erbietet sich die Kinderlore, die Tochter des Turmwächters vom Rothenburger Thor, dem Oberst die Kinder von Dinkelsbühl entgegenzuführen und mit ihnen um Gnade zu bitten. Die Zuversicht des jungen Heldenmädchens bleibt nicht ohne Eindruck. Hoffnungstropher schreitet der Rat mit den Stadtschlüsseln aus dem Saale, dem Thor entgegen, gefolgt von dem misspielenden und zuschauenden Volk. Das Stadthor wird geöffnet, die Schweden reiten ein, an ihrer Spitze Oberst Sperreut, auf weißem Pferde, in weißem wehenden Mantel. Da tritt ihm auf dem Platz vor dem alten Rathaus die Lore mit ihrer jugendlichen Schar entgegen. Er stuht, läßt sich erweichen, nimmt den vordersten kleinen Knaben, der ihn an sein verstorbenes Kind erinnert, auf den Arm und verspricht, die Stadt um der Kleinen willen zu schonen. Und nun bewegt sich der Zug, Schweden, Landsknechte, Kinder, Bürger und Volk, weiter durch die Straßen. Auch die alte Kanone wird mitgeführt, die jene Schredensstage noch erlebt hat. —

## Geschichtliches.

— Vom schweizerischen Bauernkrieg. Man schreibt der „**Frankfurter Zeitung**“ aus der Schweiz: Im bernischen Emmenthal und im luzernischen Entlebuch wurde am Sonntag die Erinnerung an den großen schweizerischen Bauernkrieg (1653) begangen, indem in Huttwil ein Denkmal des Bauernführers Leuenberger, in Escholzmatt ein Standbild des Luzerner Rebellenhauptes Schibi eingeweiht wurde. Der schweizerische Bauernkrieg hatte seine nächste Veranlassung in dem wirtschaftlichen Niedergang, welcher dem dreißigjährigen Krieg auch in der Schweiz gefolgt ist, obwohl dieses Land nicht zum Kriegstheater selbst gehörte. Viele schweizerische Söldner fanden nun in den fremden Heeren keine Beschäftigung mehr, die während des Krieges im Werte heraufgesetzten Silbermünzen mußten wieder herabgesetzt werden, die Tilgung der für die Grenzbewachung gemachten Schulden der Kantone erheischte die Auflage von drückenden Weg- und Brüdengeldern, und dabei suchte das Patriziat den Salzhandel, die Jagd- und Fischereirechte in seine Hand zu bringen, sowie die Lage zu benutzen, um die noch bestehende Gemeindefreiheit einzuschränken. Das Patriziat behauptete bereits, die Obrigkeit sei von Gott eingesetzt und gehe nicht aus dem Volkswillen hervor. „Ja wohl!“ rief da der Bauer Hans Krummacker dem Luzerner Schultheißen Dulliker zu, „ihr sit von Gott, wenn ihr gerecht, aber vom Lüslel, wenn ihr ungerecht sit.“ Die Bauern traten in den Kantonen Luzern und Bern zu großen Versammlungen zusammen und hielten dann in Sumiswald eine eidgenössische Landesgemeinde ab. Der Verner Bauer Nikolaus Leuenberger leitete sie, und der aus Deutschland eingewanderte Notar Johann Konrad Brönner verlas den von ihm entworfenen Bundesbrief, eine neue schweizerische Verfassung. Auf einer späteren Landesgemeinde in Huttwil wurde der Bundesbrief alsdann beschworen und versiegelt, auch von Abgeordneten der Städte Olten und Liestal. Es begannen Verhandlungen zwischen den Regierungen und Leuenberger, die aber erfolglos blieben. Die Bauern forderten die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Aufhebung der Landvogteien und daß in Bundesfachen keine Regierung mehr allein, sondern nur alle gemeinsam handeln dürften. Scharen aufständischer erstürmten einige Schlösser, und der verwegene alte Soldat Christian Schibi von Escholzmatt brachte ein Bauernheer zusammen, das bald auf 20 000 Mann anschwoll. Nach verschiedenen Zusammenstößen wurden aber die Bauern bei Wohlenswil von den Regierungstruppen, die der General Werdmüller aus Zürich befehligte, geschlagen. Auch in einigen Kämpfen, die noch folgten, unterlagen die Aufständischen. Die Sache des Patriziats war groß. Viele Gefangenen wurden auf die Galerien der befreundeten Republik Venedig geschickt, andere hingerichtet, darunter Leuenberger, Brönner und Schibi. Schibi hat man erst gefoltert, die Leiche Leuenbergers gebierteilt und an den Hauptstraßen der Stadt Bern ausgestellt. Der Bundesbrief wurde in Bern an den Galgen gehängt. —

Das

**Medizinisches.**

**10. Ein neuer Parasit des Menschen.** Professor Whittles von der Universität Birmingham hat jüngst an einem Kranken einen bisher unbekanntem Scharozer entdeckt. Der Patient war eine junge Frau, die schon früher wegen einer Verdickung des Gaumens nebst daraus folgender Schwellung der oberen Lippe und Entstellung des Gesichts behandelt war. Auf Befragen ergab sich, daß die Kranke in einem besonders zärtlichen Verhältnis zu einem Hunde gestanden hatte, den sie auch zu küssen pflegte; das Tier war gestorben und es lag daher die Vermutung nahe, daß sie von ihm mit einer Krankheit angesteckt worden war. Bei der Operation stellte sich heraus, daß die Schwellung durch einen Wurm hervorgerufen war, und nun hat Professor Whittles denselben Parasiten in dem Blut einer größeren Anzahl von Personen gefunden. Seine Gegenwart zeigte sich durch ein quälendes Jucken der Haut auf Armen und Beinen und auf der Brust an. Der Forscher ist der Ansicht, daß in den meisten Fällen die Uebertragung durch Milch stattgefunden habe, in der er den Keim des Tieres verschiedentlich nachgewiesen hat. Durch genügendes Kochen der Milch wird ihre Schädlichkeit beseitigt. Professor Whittles ist ferner zu dem Schluß gelangt, daß dieser bisher unbekanntem Scharozer durch die aus Südafrika heimgeführten Truppen nach England eingeschleppt worden ist. Der Wurm hat den Namen Filariosis Whittleri erhalten. Vermutlich tritt er zunächst infolge von natürlicher Düngung in Rüben und andren Wurzeln auf, überträgt sich durch deren Verfütterung auf die Kühe und kommt mit deren Milch endlich auf den Menschen. —

**Aus dem Tierleben.**

— Das Sich=tot=stellen der Sandflöhe machte, wie wir dem „Prometheus“ entnehmen, S. J. Holmes aus Ann Arbor (Michigan) auf der letzten Versammlung der amerikanischen Naturforscher (Dezember 1902) zum Gegenstande seiner Betrachtungen. Diese hüpfenden Ufertreibe aus der Gruppe der Amphipoden, namentlich der große Sandfloh (Talorchestia longicornis), sind zum Teil nächtliche Tiere und liegen dann am Tage in den Sandgängen, die sie im Ebbegebiet des Ufers graben, unbeweglich, wie schlafend, zusammengerollt; sie bleiben auch, wenn man sie ausgräbt und aufrollt, bewegungslos oder nehmen doch nach wenigen Sprüngen diese Stellung wieder an. Sie ziehen dabei die Beine an den Leib, biegen den Körper zusammen und verbergen auch die Fühler unter der Brust. Sie halten sich auch, wenn man sie aufnimmt, bewegungslos und niemand würde in dem zusammengebogenen Körper Leben vermuten. Es ist das gewiß ein ausgezeichnetes Verbergungsmittel gegen den Strand abjuchende Vögel und Säuger, da der Körper, der beim Hüpfen sofort auffällt, selbst an der aufgescharrten Oberfläche nicht sichtbar ist, weil er vollkommen sandfarbe darbietet. Da man annimmt, daß die landbewohnenden Amphipoden die jüngste Abteilung ihrer Gruppe bilden, so müßte auch das „Sich=tot=stellen“ eine jüngste Erwerbung sein, aber Holmes macht darauf aufmerksam, daß dieser Instinkt nahe verwandt sein mag mit einer auch bei den im Wasser lebenden Amphipoden und andern Tieren entwickelten Eigenschaft, die man als Thigmotaktik, d. h. Neigung, sich an feste Körper anzulegen, bezeichnet hat. Fast alle im Wasser lebenden Amphipoden, die am Seeufer vorkommen, zeigen die Neigung, sich unbeweglich an feste Körper anzulegen. So lange ihnen der Kontakt fehlt, schwärmen sie ruhelos einher. Am liebsten kriechen sie zwischen zwei Körper, um so ein Maximum von Anlehnung zu erreichen, und krümmen sich dann in ähnlicher Weise zusammen wie die Sandflöhe. Man kann das namentlich bei zweien an der Küste von Neuengland vorkommenden Arten (Orchestia palustris und O. agilis) beobachten, die in ihrem Benehmen einen Uebergang zwischen Land- und Wasseramphipoden darstellen. —

**Technisches.**

— Austrocknen und Trodenhalten neuer Häuser. Nach dem Fertigstellen eines Hauses im Rohbau muß dem Mauerwerk nach polizeilicher Vorschrift eine gewisse Zeit zum Austrocknen gegeben werden, ehe der Putz auf die Wandflächen aufgetragen wird. Prof. Rußbaum-Hannover setzt in der „Deutschen Bauzeitung“ auseinander, daß diese Austrocknungsfrist wenig zweckmäßig ist, abgesehen davon, daß sie häufig einen erheblichen Zeitverlust bedingt. Zunächst hastet der Putz nicht auf den ausgetrockneten Rohmauern, sondern diese müssen erst sorgfältig genährt werden, so daß die Austrocknung zum großen Teil rückgängig gemacht wird. Will man auf Innenmauern Kalkputz zu feinerer Erhärtung und festem Verband mit dem Mauerwerk bringen, so gelingt dieses nach Rußbaums Versuchen ausschließlich, wenn er auf staubfreien Wänden mit hohem Feuchtigkeitsgehalt ausgeführt wird. Im andren Falle hört der Umwandlungsprozess des Kalks in kohlensauren Kalk (durch Aufnahme von Kohlensäure aus der Luft) so frühzeitig auf, daß nur eine äußere Haut von 1 bis 2, höchstens 3 Millimeter Stärke aus kohlensauren Kalk gebildet wird. Da eine ausgiebige Wasseraufnahme der Innenwände nur ausnahmstweise zu stande kommt, nachdem das Gebäude fertiggestellt worden ist, so bleibt dieser Zustand für alle Zeit bestehen. Das Einschlagen von Nägeln in getränkte Putzflächen pflegt ihn uns in meist recht unangenehmer Weise vor Augen zu führen. Der Umwandlungsprozess des Kalks in kohlensauren Kalk kann nur bei einem ganz be-

stimmten Wassergehalt des Kalkes zu stande kommen; er beginnt, nachdem die Wassersättigung aufgehört hat und setzt bereits aus, ehe Lufttrockenheit erzielt worden ist. Wird dem Kalk von neuem Feuchtigkeit zugeführt, dann beginnt auch jener Vorgang wieder. An Außenwänden kann man dies in der Regel beobachten.

Rußbaum hat aber durch langjährige Versuche festgestellt, daß bei günstiger Witterung das Haus zur Zeit des Beziebens auch ohne die vorgeschriebene Austrocknungsfrist trockner ist als bei ungünstiger Witterung nach Innehaltung der Frist, der er eine irgend erhebliche Bedeutung daher abspricht, und die er durch eine Feststellung der Feuchtigkeit des Mauerwerks vor dem Tapezieren erseht wissen will. Weit bedeutungsvoller als die Ueberwachung der Neubauten erscheint ihm eine Vorschrift über das Trocknerhalten der Wohnhäuser. Das Anschlagen des Regens ruft in den nach den Wetterseiten gelegenen Außenwänden immer wieder eine hochgradige Durchfeuchtung hervor, die sich bei Wänden von 1 bis 1½ Stein Stärke nicht selten bis zur Wassersättigung steigert, falls andauerndes Regenwetter herrscht. In der Provinz Hannover war dieses z. B. im Herbst 1901 sowie im Frühling und Sommer 1902 der Fall und hat die Durchfeuchtung zahlreicher Wohnräume zur Folge gehabt.

Der hohe Feuchtigkeitsgehalt der Neubauten ist ein meist rasch vorübergehender Mißstand, dem sich nur selten jemand auszuweihen braucht. Die stets wiederkehrende Durchfeuchtung der Wetterseiten aber beeinflusst einen sehr großen Teil der Wohnungen dauernd auf das ungünstigste. Die Vorschrift, freistehende Wetterseiten der Wohngebäude mit einer für Wasser undurchlässigen oder mindestens Wasser dauernd abweisenden Schicht zu versehen, ist daher ein hygienisches Erfordernis.

Früher hat man diesem Erfordernis entgegengestellt, daß durch eine solche Schicht die Porenlüftung aufgehoben werde. Heute wissen wir, daß die Porenlüftung für Wände von mehr als 1 Stein Stärke überhaupt bedeutungslos ist, daß sie selbst in Räumen mit schwachen Wänden die Fensterlüftung nicht entbehrlich macht und ihre Bedeutung gegenüber der des Trodenhaltens der Wohnungen stets weit zurücktritt. Auch das langsamere Austrocknen der mit einer solchen Schicht versehenen Wände ist, soweit die Wetterseiten in Betracht kommen, eine irrige Annahme. Der Schutz vor dem Schlagregen läßt den Austrocknungsprozess in ihnen weit günstiger verlaufen, als es ohne denselben der Fall ist, falls nicht ganz außer- gewöhnlich trodrene Witterung herrscht. —

(„Technische Rundschau“.)

**Humoristisches.**

— Aus der Sommerfrische. „Liebe Freundin! Seit gestern leben wir hier in einer förmlichen Idylle. Einfach wie unsere Wohnung im Bauernhaus ist unsere Küche. Wir essen eigentlich nur was die Kuh hergiebt: Milch, Butter, Käse und Eier.“ —

— Schwere Aufgabe. Gemeinbediener: „Na, hat denn Dein Vater sein' Namen noch immer net unter die Listen geschrieben?“

Hans: „Ja, da müssen's schon noch a Bissel warten — jetzt schreibt er ihn grad' ins Unreine.“ —

— Dienstwillig. Wirt: „Hast Du den Herrn auf Nr. 38 um fünf geweckt?“

Hausknecht: „Der war net zum Vertveden, da hab i halt den auf 39 aufgeweckt, damit i's Möglichste thu.“ —

(„Lustige Blätter“.)

**Notizen.**

— Detley von Liliencron läßt demnächst bei Schuster und Koefler unter dem Titel „Bunte Beute“ einen neuen Band Ihrischer Gedichte erscheinen. —

— „Bruder Straubinger“, eine dreiaktige Operette von Edmund Cysler, Text von Schnizer und West, wurde von der Direktion des Berliner Central-Theaters zur Aufführung erworben. —

— Operettenfabrikation. Der Wiener Theaterdirektor Gabor Steiner hat das Recht erworben, den musikalischen Nachlaß Karl Millöckers auszuschlachten. Durch Zusammenpappung aller möglichen Nummern aus den vorgefundenen, bisher unbekanntem Kompositionen und aus den älteren, bereits aufgeführten Werken Millöckers soll eine neue Operette fabriziert werden, zu der zwei fingerfertige Librettisten das Textbuch liefern. —

— Das Ginsberg-Stipendium (1700 M.) ist ausgeschrieben. Gesuche bis zum 15. Oktober an den Direktor der Hochschule für bildende Künste. —

— Der Heidelberger Geschichtsprofessor Koch wird im kommenden Winter an der Kölner Handels-Hochschule über „Geschichte, Wesen und Bedeutung der öffentlichen Meinung, der Presse und des Journalismus in Deutschland“ lesen. Koch ist der erste Universitätslehrer, der über den Journalismus dociert. —

— Von dem Bromsalz des Radiums, das als hellbraunes, krümeliges Pulver erzeugt wird, kostet ein Milligramm 8 M. Somit würde sich der Preis eines Kilogramms Radiumbromid, wenn es zu haben wäre, auf acht Millionen Mark stellen. —